

Ueber die letzten Lebenstage Heinrich von Kleists und seiner Freundin.

Von Paul Lindau<sup>1</sup>

Am 21. November 1811 tödtete sich Heinrich von Kleist am Wansee bei Potsdam durch einen Pistolenschuß, nachdem er das seiner Freundin Adolfine Henriette Vogel gegebene grause Versprechen, ihr das Leben zu nehmen, eingelöst hatte.

Unmittelbar nach diesem tragischen Ereigniß, dem „Mord und Selbstmord des von Kleist“, wie es in einem amtlichen Schriftstücke der Zeit heißt, brachte die Vossische Zeitung am 26. November eine Anzeige des kgl. Kriegsraths Peguilhen<sup>2</sup>, in welcher er als intimer Freund der Frau Vogel und naher Bekannter Kleists und in seiner Eigenschaft „als Vollstrecker des letzten Willens der beiden Verewigten“ das Publicum ersuchte, sein Urtheil über das Geschehene einstweilen noch aufzuschieben; er gedenke in der nächsten Zeit, noch vor Ablauf des Jahres (1811), eine Schrift über die Katastrophe am Wansee zu veröffentlichen, über diese „That, wie sie nicht alle Jahrhunderte gesehen haben“, vollbracht „von zwei Menschen, die nicht mit einem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden können“.

Wenn einer so war Peguilhen befugt, die Vertheidigung der beiden Geschiedenen vor der Mitwelt zu übernehmen. An ihn hatten Kleist und Henriette<sup>3</sup> ihre letzten Zeilen gerichtet, ihn hatten sie mit ihren letzten Aufträgen betraut, ihn dazu ausersehen, die Kunde von ihrem Tode dem Rendanten Vogel, Henriettens Gatten, zu überbringen, ihre Leichen aufzulesen und zu bestatten.

Die angekündigte Schrift des Freundes erschien nicht; sie „ward durch den Willen einer hohen Person vor dem Erscheinen unterdrückt“, sagt Bülow vorsichtig.<sup>4</sup> Wir können auf Grund der vorliegenden Dokumente hinzufügen, daß die „hohe Person“, welche der Herausgabe sich widersetzte, keine geringere war, als der damals regierende König Friedrich Wilhelm III. Wir werden über dieses Verbot zum Schluß einige Mittheilungen bringen.

Das hauptsächlichste, fast das gesammte Material, welches Peguilhen zu der beanstandeten Schrift gesammelt hatte, ist sorgfältig aufbewahrt und durch den jetzigen Besitzer dieser werthvollen Documente, einen Freund der „Gegenwart“, dem Herausgeber dieser Blätter zur Sichtung und Bearbeitung mit nicht genug anzuerkennender Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt worden.

Auf diese Weise ist es uns gegönnt, das Unrecht, welches die kurzsichtige Mitwelt durch das Präventivverbot der Peguilhen'schen Schrift an der Literatur begangen hat, wieder gut zu machen, zu den [] lückenhaften Angaben über das Ende des Dichters und seiner Todesgefährtin einige bemerkenswerthe thatsächliche Ergänzungen hinzufügen und zu den überaus verdienstvollen Veröffentlichungen von Bülow, Koberstein<sup>5</sup> und Adolf Wilbrandt<sup>6</sup> einen sachlich nicht unwesentlichen Nachtrag geben zu können.

Ganz im Gegensatz zu Peguilhen, der durch sein intimes Freundschaftsverhältniß zu Frau Vogel und seine persönliche Verehrung für Kleist, seine Aufgabe naturgemäß als eine subjective auffassen mußte,

---

<sup>1</sup> Die Gegenwart, Band 4, Berlin 1873, S. 69, 87, 101, 117.

<sup>2</sup> Nicht „Pequihen“ wie Bülow und Wilbrandt beständig schreiben.

<sup>3</sup> Wir behalten den von den Biographen Kleists gewählten zweiten Vornamen der Frau Vogel in unserm Berichte bei, weil auch Kleist sie so nannte. In den Briefen ihrer Verwandten und Freunde heißt sie beständig „Adolfine“; ihr Brief an Peguilhen ist ebenfalls „A. Vogel“ unterzeichnet.

<sup>4</sup> Heinrich von Kleists Leben und Briefe. Von Eduard v. Bülow. Berlin 1848, Wilhelm Besser. S. 78.

<sup>5</sup> Heinrich von Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike. Von A. Koberstein. Berlin 1860, E. H. Schröder.

<sup>6</sup> Heinrich von Kleist. Von Adolf Wilbrandt. Nördlingen 1863 Beck.

der mit seiner Schrift den Todten die letzte Ehre, die ihnen kirchlich versagt war, wenigstens literarisch erweisen, eine Apologie der Verewigten, eine Polemik gegen Schmäher schreiben wollte, wird uns die größte Objectivität bei der Veröffentlichung zur Pflicht. Wenn es unsrer Darstellung an der Wärme fehlt, mit welcher der tiefergriffene Freund Henriettens seine Schilderung durchglüht haben würde, so wird sie dafür um so wahrer sein und sich keine jener leicht begreiflichen Entstellungen zu Schulden kommen lassen, welche — wie wir aus den Fragmenten Peguilhens ersehen — sich wider Willen in die Vertheidigungsschrift des enthusiastischen Freundes eingeschlichen haben würden. Mehr denn sechs Jahrzehnte trennen uns von dem Todestage der Unglücklichen. Unser Urtheil wird durch persönliche Einflüsse nicht mehr verwirrt. Wir sind ruhig genug geworden, um die Thatsachen reden zu lassen.

Das Material zu der beanstandeten Peguilhen'schen Schrift, von welchem in den uns bekannten, auf Kleist bezüglichen Werken noch nicht eine Zeile veröffentlicht worden ist, läßt sich in folgende Rubriken ordnen:

- I. Kleists Briefe an seine Cousine Marie, sämmtlich wenige Tage vor seinem Tode geschrieben. Dieselben bilden den interessantesten Theil der Peguilhen'schen Sammlung und behandeln eingehend Kleists Verhältniß zu seiner Schwester Ulrike, zu seiner Cousine Marie und zu Henrietten; sie ergänzen und bestätigen in vielen wichtigen Punkten die Angaben der früheren Biographen über die Motive, welche Kleist zum Selbstmord getrieben haben.
- II. Mittheilungen über Adolfine Henriette Vogel.
- III. Die letzten Anordnungen Kleists und Henriettens etc.; Briefe von diesen, wie von den Geschwistern Kleists an Peguilhen, Mahnbriefe von Gläubigern.
- IV. Actenstücke bezüglich des Verbots der Peguilhen'schen Schrift über Kleist und Henriette.

In dieser Anordnung lassen wir die bezüglichen Briefe etc. — mit Beibehaltung der orthographischen Absonderlichkeiten — hier folgen.

#### I.

A. Wilbrandt schildert Kleists Stimmung im Sommer 1811 mit folgenden Worten: „Das Schicksal ließ ihm nun auch keinen Freund, keinen Tröster mehr; er ward einsamer und einsamer. Die alten Freunde waren in aller Welt zerstreut. . . . und seine treue Freundin, die Cousine Kleist, zog gleichfalls davon, auch sie auf längere Zeit. Für ihn war das wie ein Verlust auf ewig." Und Wilbrandt führt nun als Belag einige zuerst von Tieck mitgetheilte Brieffragmente an, von welchen er annimmt, daß sie „an diese Freundin gerichtet sind. . . Wir wissen niemand, außer der Kleist, an den sie geschrieben sein könnten; und wir wissen aus dem letzten der Briefe an Ulrike, daß Kleist mit ihr gerade in dieser letzten Zeit in brieflichem Verkehr stand".

Diese Briefe Kleists an Marie von Kleist liegen uns vor. Dieselben unterscheiden sich in Form und Inhalt so wesentlich von den Brieffragmenten an die unbekannt Person, unter welcher Wilbrandt die Kleist vermuthet, daß wir seine Hypothese nicht für richtig halten können. In den von Wilbrandt reproducirten Brieffragmenten nennt Kleist die Person, an welche er schreibt, beständig „Sie"; mit dieser scheint er auf dem Fuße der zwar mittheilsamen aber nicht allzu intimen Freundschaft zu stehen; von einer starken Zuneigung des Dichters zu ihr ist keine Spur darin zu entdecken.

In einem ganz andern, völlig vertrauensvollen, von tiefer, herzlicher Neigung durchdrungenen Tone sind die Briefe gehalten, welche Kleist wenige Tage vor seinem Ende, diesmal unzweifelhaft an Marie v. Kleist, geschrieben hat. Es sind derer drei, vom 9., 10. und 12. November 1811.

„Den 9. Nov. 1811.

Meine liebste Marie, mitten in dem Triumphgesang den meine Seele in diesem Augenblick des Todes

anstimmt, muß ich noch einmal Deiner gedencken und mich Dir, sogut wie ich kan, offenbaren: Dir, der Einzigen an deren Gefühl und Meinung mir etwas gelegen ist; alles Andere auf Erden, das Ganze und Einzelne, habe ich völlig in meinen Hertzen überwunden. Ja es ist wahr, ich habe Dich hintergangen, oder vielmehr ich habe mich selbst hintergangen; wie ich Dir aber tausendmal gesagt habe, daß ich dies nicht überleben würde, so gebe ich Dir jetzt indem ich von Dir Abschied nehme, davon den Beweis. Ich habe Dich während Deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andere Freundin vertauscht; aber wenn Dich das trösten kan, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern, die im Gefühl, daß ich ihr eben so wenig treu sein würde, wie Dir, mit mir sterben will. Mehr Dir zu sagen, läßt mein Verhältniß zu dieser Frau nicht zu. Nur so viel wisse, daß meine Seele, durch die Berührung mit der ihrigen, zum Tode ganz reif geworden ist; daß ich die ganze Herrlichkeit des menschlichen Gemüths an dem ihrigen ermessen habe, und daß ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt.

Lebe wohl! Du bist die Allereinzige auf Erden, die ich jenseits wieder zu sehen wünsche. Etwa Ulriken? — ja nein, nein ja: es soll von ihrem eignen Gefühl abhängen. Sie hat, dünkt mich, die Kunst nichtverstanden sich aufzuopfern, ganz, für das was man liebt, in Grund und Boden zu gehen: das Seligste, was sich auf Erden erdencken läßt, ja worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist. Adieu!  
H. K."

In diesem Briefe finden wir in Kleists eigenen Worten die volle Bestätigung der Gründe, welche der feinfühligste A. Wilbrandt in seiner vorzüglichen Monographie für den selbstgewählten Tod des Dichters angibt: geistige Zerrüttung und Mangel hatten den Lebensüberdruß in ihm hervorgerufen; er hatte „auf Erden nichts mehr zu lernen“, nichts mehr „zu erwerben“. Der Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen, reifte, sobald er in der überspannten Henriette die sehnsüchtig erwartete Freundin, die gleichzeitig mit ihm sterben wollte, gefunden hatte.

Was ihm vollends das Leben unerträglich machen mußte, war der Umstand, daß er sich in dieser tragischen Krisis mit der Geliebtesten seiner Anverwandten, mit seiner treuen hingebenden Schwester Ulrike überworfen hatte. Auch das hat Wilbrandt mit richtigem Gefühl hervorgehoben, obgleich ihm gar nicht bekannt sein konnte, wie sehr sich die Geschwister entzweit hatten. Dies erhellt erst aus den letzten Worten des oben mitgetheilten Briefes — (der Brief vom 10. Novbr. spricht noch eingehender darüber) — ungerechte, harte Worte, die Ulrike wahrlich nicht verdient hatte und die Kleist wenige Tage darauf, am Morgen seines Todes, reumüthig zurücknahm.

Im letzten Briefe an Ulriken, den Koberstein veröffentlicht hat und der die nöthige Ergänzung zu dem obigen Briefe an Marie bildet, heißt es:

„Ich kann nicht sterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß. sie mich, die strenge Aeüßerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern [] in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war....“

Die „strenge Aeüßerung“ über Ulriken „in dem Briefe an die Kleisten“ ist ohne Zweifel die in dem Briefe vom 9. Novbr. enthaltene ungerechte Klage über Ulrikens ungenügende Aufopferungsfähigkeit; und Wilbrandts Vermuthung: „es scheint, daß seine Verbitterung gegen die Schwester einen leidenschaftlichen Ausdruck fand“, ist durchaus zutreffend.

Was aber hatte Kleist von seiner opferbereiten Schwester und Wohlthäterin abgewandt?

Keiner der Biographen hat uns über diesen Punkt genügenden Aufschluß geben können. Der Brief Kleists an Marie vom 10. November wird das Räthsel lösen.

Im Sommer seines Todesjahres schien sich für Kleist die Hoffnung, eine Stelle zu bekommen, verwirklichen zu sollen. Wenn dieselbe auch seinen Wünschen nicht entsprechen mochte, so schien er

doch geneigt zu sein, sie anzunehmen und wieder in die Armee einzutreten. Kleist fuhr nach Frankfurt a. O. hinüber, um sich das zu seiner Equipirung erforderliche Geld von der Schwester zu verschaffen. „Aber“ so erzählt Wilbrandt „er fand hier den unerwartetsten Empfang. Bei den fürchterlichen Leiden seiner Seele war, wie man fast annehmen muß, seine Erscheinung verwildert, seine Züge verfinstert, und nun mochte ihn auch körperliches Leiden angefochten haben: genug, als er vor Ulriken erschien, überfiel sie ein heftiges Entsetzen. Er entfloh sofort, auf's äußerste bestürzt; und setzte sich (offenbar im Wirthshaus) hin, um ihr zu schreiben.

Er meldete ihr, warum er gekommen sei. „Da Du Dich aber, mein liebes wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so ungeheuer erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, auf das allertiefste erschütterte: so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diese Gedanken völlig auf, ich bitte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung und beschränke mich, entschlossen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurück zu reisen, bloß auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, Dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen.“ Alles, was hierauf erfolgte, ist uns dunkel; aber jeder fühlt an dieser Stelle, welch ein Riß in des Unglücklichen Brust geschehen sein muß, als er die geliebteste Schwester vor seinem Anblick zurückschaudern sah. Vielleicht, daß er in dieser Stimmung mit verzweifelter Raschheit die Huld des Königs zurückwies: denn jenes Handschreiben<sup>7</sup> kam nicht zur Erfüllung; wir bleiben auch hier über das Warum im Dunkeln. —“

Soweit Wilbrandt. Er, dem nur der von ihm angeführte Brief als Material vorlag, nimmt an und mußte annehmen, daß Ulrike bloß über das Aeußere ihres Bruders entsetzt gewesen und daß Kleist, als er seine Schwester vor seinem Anblick zurückschaudern sah, entflohen sei.

Jetzt werden wir erfahren, daß in Frankfurt ein außerordentlich peinlicher Auftritt zwischen Kleist und den Seinigen stattgefunden, daß man ihn auf's tiefste gedemüthigt, ihn wie einen Taugenichts, der seiner Familie Schande macht, behandelt hatte. Wir werden auch sehen, was ihn dazu veranlaßte, von der Huld des Königs keinen Gebrauch mehr zu machen.

Am 10. November schreibt Kleist an seine Cousine Marie:

„D. 10. Nov. 1811.

Deine Briefe haben mir das Herz zerspalten, meine theuerste Marie, und wen es in meiner Macht gewesen wäre, so versichre ich Dich, ich würde den Entschluß zu sterben den ich gefaßt habe, wieder aufgegeben haben. Aber ich schwöre Dir, es ist mir ganz unmöglich länger zu leben; meine Seele ist so wund, daß mir, ich mögte fast sagen, wen ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht wehe thut, das mir darauf schimmert. Das wird mancher für Krankheit und überspant halten; nicht aber Du, die fähig ist die Welt auch aus andern Standpunkten zu betrachten, als aus dem Deinigen. Dadurch, daß ich mit Schönheit und Sitte, seit meiner frühesten Jugend an, in meinen Gedanken und Schreibereien, unaufhörlichen Umgang geflogen, bin ich so empfindlich geworden, daß mich die kleinsten Angriffe, denen das Gefühl jedes Menschen nach dem Lauf der Dinge hiniden ausgesetzt ist, doppelt und dreifach schmerzen.

So versichere ich Dich, wollte ich doch lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wieder erleben, was ich das leztemal in Frankfurt an der Mittagstafel zwischen meinen beiden Schwestern, besonders als die alte Wackern darzukam empfunden habe; laß es Dir nur einmal gelegentlich von Ulriken erzählen. Ich habe meine Geschwister immer, zum Theil wegen ihrer gutgearteten Persönlichkeiten, zum Theil wegen der Freundschaft, die sie für mich hatten, von Herzen lieb gehabt; so wenig ich davon gesprochen habe, so gewiß ist es, daß es einer meiner herzlichsten und innigsten Wünsche war ihnen einmal, durch meine Arbeiten und Wercke, recht viel Freude und Ehre zu machen.

---

<sup>7</sup> Das Handschreiben des Königs über die Wiederanstellung Kleists.

Nun ist es zwar wahr, es war in den letzten Zeiten, von mancher Seite her, gefährlich, sich mit mir einzulassen, und ich klage sie desto weniger an, sich von mir zurückgezogen zu haben, je mehr ich die Noth des Ganzen bedenke, die zum Theil auch auf ihren Schultern ruhte; aber der Gedanke, das Verdienst, das ich doch zuletzt es sey nun groß oder klein, habe, gar nicht anerkannt zu sehn, und mich von ihnen als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Theilnahme mehr werth sey, betrachtet zu sehen, ist mir überaus schmerzhaft, wahrhaftig er raubt mir nicht nur die Freuden die ich von der Zukunft hoffte, sondern er vergiftet mir auch die Vergangenheit. —

Die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich im Leben festzuhalten. Mir waren die Gesichter der Menschen schon jetzt, wen ich ihnen begegnete zuwieder, nun würde mich gar, wen sie mir auf der Straße begegneten, eine körperliche Empfindung anwandeln, die ich hier nicht nennen mag. Es ist zwar wahr, es fehlt mir sowohl als ihnen an Kraft, die Zeit wieder einzurenken; ich fühle aber zu wohl, daß der Wille, der in meiner Brust lebt, etwas Anderes ist, als der Wille derer, die diese witzige Bemerkung machen: dergestalt, daß ich mit ihnen nichts mehr zu schaffen haben mag. Was soll man doch, wen der König diese Allianz abschließt, länger bey ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Thür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kan. —

Rechne hiezu, daß ich eine Freundin gefunden habe, die meine Traurigkeit als eine höhere, festgewurzelte und unheilbare begreift, und deshalb, obschon sie Mittel genug in Händen hätte mich hier zu beglücken mit mir sterben will, die mir die unerhörte Lust gewährt, sich um dieses Zweckes Willen, so leicht aus einer ganz wunschlosen Lage, wie ein Veilchen aus einer Wiese herausheben zu lassen; die einen Vater, der sie anbetet, einen Mann, der großmüthig genug war sie mir abtreten zu wollen, ein Kind, so schön und schöner als die Morgensonne, nur meinetwillen verläßt: und Du wirst begreifen, daß meine ganze jauchzende Sorge nur sein kan, einen Abgrund tief genug zu finden um mit ihr hinabzustürzen. Adieu noch einmal!"

Der Brief verbreitet, wie man gesehen, über die beiden Punkte, welche Wilbrandt „dunkel“ erscheinen mußten — über den Bruch zwischen Kleist und Ulrike und über seine Ablehnung der ihm vom König gewährten Vergünstigung, in die Armee wieder einzutreten — helles Licht.

Es gehört wenig Phantasie dazu, um sich nach den in dem Briefe vom 10. November enthaltenen Andeutungen eine vollkommen deutliche Vorstellung von dem Familienauftritt in Frankfurt zu bilden. Der Dichter, der den „Prinzen von Homburg“ in der Tasche hat und der das Opfer, das er bringt, indem er seiner schriftstellerischen Thätigkeit den Rücken zu wenden und wieder in den Dienst des Königs zu treten im Begriff steht, ermißt, wird, da er wieder Geld braucht, mit Vorwürfen der demüthigendsten Art empfangen; für seine Arbeiten und Pläne, für das, was er geleistet hat und noch erstrebt, [] findet er nicht das geringste Verständniß; er gilt in den Augen der Seinigen nur noch als entarteter Nichtsnutz — da läßt sich schon begreifen, daß sich der gekränkte Stolz des Dichters und Menschen wild aufbäumt, daß er, bis in's Innerste verwundet, sich von denen, die ihm so wehe gethan, abwendet und im Schmerz des Augenblicks der Gutthaten in der Vergangenheit vergessen kann.

Der kalte, fremde Ton, der Wilbrandt in den späteren Briefen an Ulriken auffällt, erklärt sich nun zur Genüge. Es erklärt sich auch, daß die edle Ulrike den Namen ihres Bruders nach seinem Tode nicht wieder aussprechen mochte und jedes Gespräch darüber mit den Worten abbrach: „sprechen wir nicht von ihm; es thut meinem Herzen zu weh“. Vielleicht mochte sie sich den Vorwurf machen, an jenem Unglückstage in Frankfurt zu streng gewesen zu sein und dadurch ihren geliebten Bruder in dem Vorsatz, sein Leben zu zerstören, unbewußt bestärkt zu haben.

Ebenso erhellt aus dem Briefe, daß kein anderes Motiv, als der patriotische Unmuth über die Allianz mit Frankreich Kleist dazu bestimmte, dem Hofe und Heere fern zu bleiben.

Der dritte und letzte Brief an Marie v. Kleist ist eine völlig überspannte Bestätigung seines festen

Entschlusses, diese Welt mit Henrietten zu verlassen. Er lautet:

„Den 12 ten November 1811.

Meine liebste Marie, wen Du wüßtest wie der Tod und die Liebe sich abwechseln, um diese letzten Augenblicke meines Lebens mit Blumen, himlischen und irdischen zu bekränzen, gewiß Du würdest mich gern sterben lassen. Ach, ich versichre Dich ich bin ganz seelig. Morgens und Abens knie ich nieder, was ich nie gekont habe, und bete zu Gott; ich kan ihn mein Leben das allerqualvolste, daß je ein Mensch geführt hat jezo dancken, weil er es mir durch den . . . <sup>8</sup> und wollüstigsten aller Tode vergütigt. Ach könt ich nur etwas für dich thun das den herben Schmerz den ich Dir verursachen werde mildern könte! Auf einen Augenblick war es mein Wille mich mahlen zu lassen; aber alsdan glaubte ich wieder zuviel Unrecht gegen Dich zu haben, als daß mir erlaubt sein könte voraus zu sezen, mein Bild würde Dir viel Freude machen. Kan es Dich trösten wen ich Dir sage, daß ich diese Freundin niemahls gegen Dich vertauscht haben würde, wen sie weiter nichts gewollt hätte als mit mir leben? Gewiß meine liebste Marie, so ist es; es hat Augenblicke gegeben wo ich meiner lieben Freundin offenherzig diese Worte gesagt habe. Ach, ich versichre Dich, ich habe Dich so lieb, Du bist mir so überaus theuer und werth, daß ich kaum sagen kan, ich liebe diese liebe vergötterte Freundin mehr als Dich. Der Entschluß, der in ihrer Seele aufging mit mir zu sterben, zog mich, ich kan dir nicht sagen mit welcher unaussprechlichen und unwiderstehlichen Gewalt an ihre Brust, erinerst Du Dich wohl daß ich Dich mehrmals gefragt habe, ob Du mit mir sterben wilst? Aber Du sagtest immer nein — Ein Strudel von nie empfundener Seeligkeit hat mich ergriffen, und ich kan Dir nicht leugnen daß mir ihr Grab lieber ist als die Betten aller Kaiserinnen der Welt. — Ach, meine theure Freundin, mögte Dich Gott bald abrufen in jene bessere Welt wo wir uns alle mit der Liebe der Engel einander werden ans Hertz drücken können.

Adieu."

Erscheint hier die Todessucht schon als unheimliche Nachbarin des Wahnsinns, so werden wir aus Aufzeichnungen, welche jedenfalls unmittelbar vor dem 21. November verfaßt sind, in der That die Gewißheit erlangen, daß Kleist und Henriette sich wenigstens momentan im Zustande der Geistesstörung befunden haben müssen.

[87] Der Brief, welchen Kleist am 12. November 1811 an seine Cousine Marie richtete, macht zur Gewißheit die Vermuthung, welche Bülow und Wilbrandt über die letzten Motive, die des Dichter-Entschluß zur selbstmörderischen That reiften, aussprechen. Schon lange hatte es zu Kleists „liebsten Wünschen" gehört — wie wir aus der Bülow'schen Schrift wissen — gemeinsam mit einem Freunde die Welt zu verlassen. Und wie er unter anderen Lamotte-Fouqué zum Selbstmorde an seiner Seite zu bereden gesucht hatte, so hatte er, wie wir aus dem letzten Briefe an Marie ersehen, auch an diese zu wiederholten Malen den wahnwitzigen Antrag gestellt. „Erinnerst Du Dich wohl," schreibt er, „daß ich Dich mehrmals gefragt habe, ob Du mit mir sterben willst? — Aber Du sagtest immer: nein!" In Henrietten fand er die Erfüllung seines heißesten Wunsches: „der Entschluß, der in ihrer Seele aufging, mit mir zu sterben, zog mich ich kann Dir nicht sagen mit welcher unaussprechlichen und unwiderstehlichen Gewalt an ihre Brust" und von Stund ab konnte es nur seine „jauchzende Sorge sein, einen Abgrund tief genug zu finden, um mit ihr hinabzustürzen".

Bis zum Wahnsinn steigerte sich in dem exaltirten Gemüth der beiden Unglücklichen das wollüstige Verlangen „die große Entdeckungsreise anzutreten", „wie zwei fröhliche Luftschiffer sich über die Welt

---

<sup>8</sup> Unleserlich.

zu erheben"<sup>9</sup>, das „große Vielleicht" aufzusuchen, wie Rabelais sagt.

In welcher überspannten und krankhaften Stimmung sich die „wunderlichen Leute,"<sup>10</sup> befunden haben müssen, das zeigt der folgende Briefwechsel zwischen Kleist und Henrietten, der aus den letzten Tagen ihres Lebens stammen muß. Kleists Brief ist wohl das absonderlichste Schriftstück, das je aus der Feder eines bedeutenden Menschen geflossen ist.

Der Dichter schreibt:

Mein Jettchen, mein Herzchen, mein Liebes, mein Täubchen, mein Leben, mein liebes, süßes Leben, mein Lebenslicht, mein Alles, mein Hab und Gut, meine Schlösser, Aecker, Wiesen und Weinberge, Sonne meines Lebens, Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, meine Vergangenheit und Zukunft, meine Braut, mein Mädchen, meine liebe Freundin, mein Innerstes, mein Hertzblut, meine Eingeweide, mein Augenstern, o, Liebste wie nen ich Dich? Mein Goldkind, meine Perle, mein Edelstein, meine Krone, meine Königin und Kaiserin, Du lieber Liebling meines Herzens, mein Höchstes und Theuerstes, mein Alles und Jedes, mein Weib, meine Hochzeit, die Taufe meiner Kinder, mein Trauerspiel, mein Nachruhm. Ach Du bist mein zweites, besseres Ich, meine Tugenden, meine Verdienste, meine Hoffnung, die Vergebung meiner Sünden, meine Zukunft und Seeligkeit, o Himmelstöchterchen, mein Gotteskind, meine Fürsprecherin und Fürbitterin, mein Schutzengel, mein Cherubim und Seraph, wie lieb ich Dich! —

Henriette antwortet in demselben Tone, indem sie die Ueberschwänglichkeit Kleists noch zu überbieten bestrebt ist:

Mein Heinrich, mein Süßtönender, mein Hyazinthen - Beet, mein Wonnemeer, mein Morgen- und Abendroth, meine Aeolsharfe, mein Thau, mein Friedensbogen, mein Schoßkindchen, mein liebstes Hertz, meine Freude im Leid, meine Wiedergeburt, meine Freiheit, meine Feßel, mein Sabbath, mein Goldkelch, meine Luft, meine Wärme, mein Gedancke, mein theurer Sünder, mein Gewünschtes hier und jenseit, mein Augentrost, meine süßeste Sorge, meine schönste Tugend, mein Stoltz, mein Beschützer, mein Gewissen, mein Wald, meine Herlichkeit, mein Schwert und Helm, meine Großmuth, meine rechte Hand, mein Paradies, meine Thräne, meine Himmelsleiter, mein Johannes, mein Tasso, mein Ritter, mein Graf Wetter, mein zarter Page, mein Erzdichter, mein Kristall, mein Lebensquell, meine Rast, meine Trauerweide, mein Herr Schutz und Schirm, mein Hoffen und Harren, meine Träume, mein liebstes Sternbild, mein Schmeichelkätzchen, meine sichre Burg, mein Glück, mein Tod, mein Herzensnärchen, meine Einsamkeit, mein Schiff, mein schönes Thal, meine Belohnung, mein Werther, mein Weihrauch und Myrrhen, meine Stimme, mein Richter, mein Heiliger, mein lieblicher Träumer, meine Sehnsucht, meine Seele, meine Nerven, mein goldner Spiegel, mein Rubin, meine Syring-Flöte, meine Dornenkrone, meine tausend Wunderwerke, mein Lehrer und Schüler, wie über alles gedachte und zu erdenkende lieb ich Dich.

Meine Seele sollst Du haben.

Henriette.

Mein Schatten am Mittag, mein Quell in der Wüste, meine geliebte Mutter, meine Religion, meine innre Musik, mein armer kranker Heinrich, mein zartes weißes Lämchen, meine Himmelspforte.

H.

Die Beurtheilung dieses seltsamen Briefwechsels gehört weniger zum Ressort des literarischen Kritikers

---

<sup>9</sup> Siehe die Briefe von Kleist und Henriette an Adam Müllers Frau, geschrieben an ihrem Todestage im Stimming'schen Krüge.

<sup>10</sup> Ebendasselbst.

als zu dem des Psychiaters. Die Berufung auf Goethes „Werther“, die in dem Briefe auch dieser Selbstmörderin wiederkehrt, verdient bemerkt zu werden. Wenn Henriette Kleist ihren „Tasso“ nennt, so ist dies nicht eine zufällige und willkürlich gewählte Trope. Kleist scheint in der That durch seine äußere Erscheinung an den Dichter des „befreiten Jerusalem“ erinnert zu haben. Tieck, der ihn in Dresden persönlich kennen gelernt hat, sagt von ihm: „Er schien mir mit den Bildern des Torquato Tasso Aehnlichkeit zu haben; auch hatte er mit diesem die etwas schwere Zunge gemein.“

## II.

Aus dem „Berichte des Wirthes zum „Stimming“ über Heinrich von Kleists und Henriettens Tod“, den Bülow (S. 280 u. ff.) wörtlich mitgetheilt<sup>11</sup> und Wilbrandt reproducirt hat, kennen wir folgende Thatsachen:

„Kleist und Henriette kamen am Mittwoch d. 20. Novbr. Nachmittags zwei Uhr im Krüge zum Stimming an, verbrachten den Tag in sehr vergnügter Stimmung und schrieben — wahrscheinlich die ganze Nacht hindurch — Briefe; der Hausknecht, welcher die Nacht wachte, sah in dem ihnen angewiesenen Zimmer des ersten Stock beständig Licht brennen.

Am andern Morgen — dem Morgen ihres Todestages — baten sie sich ihre Rechnung aus und bezahlten sie. „Dann verlangten sie einen Boten nach Berlin, dem sie einen Brief zu besorgen gaben, und dieser ging um 12 Uhr ab. Auf die Frage, was sie am Abend speisen wollten, erwiderte der Herr: „Wir bekommen heute Abend zwei Fremde, die müssen recht gut essen“. „Ach nein,“ sagte die Dame, „ich dächte, wir ließen es; sie können auch mit einem Eierkuchen fürlieb nehmen, wie wir.“ „Nun,“ sagte der Herr, „dann essen wir morgen Mittag desto bester,“ und beide wiederholten: „Auf den Abend kommen zwei Gäste“.

Sie tranken ihre Bouillon, erkundigten sich abwechselnd nach der Uhr und fragten, wann der Bote wohl gewiß in Berlin sein könnte. Da er um 12 Uhr weggegangen war, versicherten wir, daß er um 3 Uhr, höchstens 1/2 4 da sein müsse. Nach einer Weile kamen

beide herunter und fragten noch einmal, ob jetzt der Bote wohl da sein könnte? Jetzt, bald! sagten wir. Hierauf gingen beide hinaus.“

Eine halbe Stunde daraus waren Kleist und Henriette Vogel Leichen.

Die „beiden Fremden“, deren Ankunft sie dem Wirth zum Stimming für den Abend angekündigt hatten, waren der Rendant Vogel, Henriettens Gatte, und der Kriegsath Peguillhen, der Sammler des Materials, welches unserem Berichte zu Grunde liegt.

Der Brief, welchen Kleist durch einen Boten nach Berlin senden ließ und nach dessen Bestellung er sich wiederholt und angelegentlich erkundigte — das letzte Schriftstück von Henriettens und Kleists Hand — liegt uns vor.

Die Adresse ist von Kleist geschrieben und lautet:

„Herrn Kriegsath Peguillhin, Wohlgeb.

Berlin.

Der Bote bekommt      Markgrafenstraße im Falk'schen  
noch 12 Gr. Cour.      Hause, das zweite Haus von der  
Behrenstraße.

---

<sup>11</sup> Im Anschluss an diesen Text abgedruckt.



Henriette beginnt also:

Mein sehr werther Freund! Ihrer Freundschaft die Sie für mich, bis dahin immer so treu bewiesen, ist es vorbehalten, eine wunderbare Probe zu bestehen, denn wir beide, nemlich der bekannte Kleist und ich befinden uns hier bei Stimmings auf dem Wege nach Potsdamm, in einem sehr unbeholfenen Zustande, indem wir erschossen daliegen, und nun der Güte eines wohlwollenden Freundes entgegen sehn, um unsre gebrechliche Hülle der sichern Burg der Erde zu übergeben. Suchen Sie liebster Peguilhen diesen Abend hier einzutreffen und alles so zu veranstalten, daß mein guter Vogel möglichst wenig dadurch erschreckt wird, diesen Abend oder Nacht wollte Louis seinen Wagen nach Potsdamm, um mich von dort, wo ich vorgab hinzureisen, abholen zu laßen, dies mögte ich Ihnen zur Nachricht sagen, damit Sie die besten Maasregeln darnach treffen können. Grüßen Sie Ihre von mir herzlich geliebte Frau und Tochter viel tausendmal, und sein Sie theurer Freund überzeugt daß Ihre und Ihrer Angehörigen Liebe und Freundschaft mir noch im letzten Augenblick meines Lebens die größte Freude macht<sup>12</sup>.

Ihre A. Vogel.

Ein kleines versiegeltes schwarzes ledernes Felleisen, und einen versiegelten Kasten, worin noch Nachrichten für Vogel, Briefe, Geld und Kleidungsstücke auch Bücher vorhanden, werden Sie bei Stimmings finden. Für die darin befindlichen 10 Thlr. Courant wünschte ich eine recht schöne blaßgraue Tasse inwendig vergoldet, mit einer goldnen Arabeske auf weißem Grunde zum Rand, und am Oberkopf im weißen Felde mein Vornamen, die Fac#on wie sie jetzt am modernsten ist. Wenn Sie sich dieser Commission halber an Buchhalter Meves auf der Porzellan-Fabrik wendeten, mit dem Bedeuten diese Tasse am Weinachts-Heiligabend Louis eingepackt zuzuschicken! Doch würden Sie mein lieber Freund mit der Bestellung eilen müssen, weil sie sonst nicht fertig werden mögte. Leben Sie wohl und glücklich.

—

Einen kleinen Schlüssel werden Sie auch eingesiegelt im Kasten finden, er gehört zum Vorhängeschloß des einen Kasten zu Hause bei Vogel, worin noch mehrere Briefe und andre Sachen zum besorgen liegen.

(Von Kleists Hand:)

Ich kann wohl Ihre Freundschaft auch, mein liebster Peguilhin, für einige kleine Gefälligkeiten in Anspruch nehmen. Ich habe nämlich vergessen, meinen Barbier für den laufenden Monat zu bezahlen, und bitte, ihm 1 Thlr. à 1/3 6 zu geben, die Sie eingewickelt in dem Kasten der Mad. Vogel finden werden. Die Vogeln sagt mir eben, daß Sie den Kasten aufbrechen und alle Commissionen die sich darin finden besorgen mögten: damit Vogel nicht gleich damit behelligt würde. — Endlich bitte ich noch, das ganze, kleine, schwarz lederne Felleisen, das mir gehört, mit Ausnahme der Sachen, die etwa zu meiner Bestattung gebraucht werden mögten, meinem Wirth, dem Quartiermeister Müller, Mauerstraße Nr. 53 als einen kleinen Dank für seine gute Aufnahme und Bewirthung zu schenken. — Leben Sie recht wohl, mein liebster Peguilhin; meinen Abschiedsgruß und Empfehlung an Ihre vortreffliche Frau und Tochter.

H. v. Kleist,

man sagt hier den 26. Nov. wir

wissen aber nicht, ob es wahr ist.

N. S. In dem Kasten der Mad. Vogel, der in Berlin in ihrem Hause in der Gesindestube mit meßingnem Vorlegeschloß steht, und wozu der kleine versiegelte Schlüssel, der hier im Kasten liegt, paßt — in diesem Kasten befinden sich drei Briefe von mir, die ich Sie noch herzlichst zu besorgen bitte. Nämlich:

---

<sup>12</sup> Henriette hatte zuerst geschrieben: „machen wird“; das Präsens ist von ihr hineincorrigirt worden.

- 1) Einen Brief an die Hofrätthin Müller, nach Wien.
  - 2) Einen Brief an meinen Bruder Leopold nach Stolpe welche beide mit der Post zu besorgen sind (der erstere kann vielleicht durch den guten Brillen-Voß spedirt werden); und
  - 3) Einen Brief, an Fr. v. Kleist, geb. v. Gualtieri, welchen ich an den Major von Bülow, Gouverneur des Prinzen Friedrich von Hessen, auf dem Schlosse, abzugeben bitte.
- Endlich liegt
- 4) noch ein Brief an Fr. v. Kleist, in dem hiesigen Kasten der Mad. Vogel, welchen ich gleichfalls und zu gleicher Zeit, an den Major v. Bülow abzugeben bitte. — Adieu!

(Auf einem besonderen Zettel:)

N. S. Kommen Sie recht bald zu Stimmings hinaus, mein liebster Peguillhin, damit Sie uns bestatten können. Die Kosten, was mich betrifft, werden Ihnen von Frankfurt aus, von meine Schwester Ulrike wieder erstattet werden — die Vogeln bemerkt noch, daß zu dem Kasten mit dem meßingenen Vorhängeschloß, der in Berlin in ihrer Gesindestube steht, und worin viele Commissionen sind der Schlüssel hier versiegelt in dem hölzernen Kasten liegt. — Ich glaube ich habe dies schon einmal geschrieben, aber die Vogel besteht darauf, daß ich es noch einmal schreibe.

H. K.

Das waren die letzten Worte, die Heinrich von Kleist schrieb: Kleine Besorgungen, der Wunsch, daß sein Barbier bezahlt werde und daß sein Wirth ein Andenken von ihm erhalte, beschäftigten den Dichter in den letzten Stunden seines Lebens. Kein Ausdruck der Trauer, den Freuden, kein Wort der Freude, den Traurigkeiten dieser Welt zu entsagen! Der Brief ist so unheimlich vernünftig, daß man, wenn man erwägt, in welchem Augenblicke er geschrieben ist, ihn für den Ausdruck des Wahnsinns halten könnte. Und ebenso grausig praktisch und verständig schreibt Henriette, die über ihren bevorstehenden Tod noch zu witzeln vermag und ihren Freund Peguillen bittet, sie und ihren Todesgenossen, den „bekannten Kleist“ möglichst bald „aus dem sehr unbeholfenen Zustande“ zu befreien, „indem wir erschossen daliegen“. Und sie, die ganz genau weiß, daß sie in wenigen Stunden, ihrem Vater, den sie vergöttert, ihrem Mann, der sie anbetet, einen furchtbaren und unheilbaren Schmerz bereiten wird, gedenkt des bevorstehenden Christfestes und bestellt für den heiligen Abend eine Tasse, welche den Weihnachtstisch ihres Mannes schmücken soll!

Es versteht sich von selbst, daß Peguillen den letzten Wunsch Henriettens erfüllte. Wir finden unter den von ihm aufbewahrten Briefen ein Schreiben des Buchhalters Meves vom 29. November, in dem es heißt:

„Da doch diese Tasse nicht für den täglichen Gebrauch bestimmt ist, so habe ich die Form der Königl. Trauertassen gewählt. Der einbeißende Schlangenhengel, ein Sinnbild der Ewigkeit, ist hierzu wohl sehr paßend. Sie wird zur bestimmten Zeit fertig sein, da ich dann die Ehre haben werde solche Ew. Wohlgeboren zuzusenden“.

Ueberhaupt hat Peguillen, — darüber lassen die zahlreichen Briefe, welche die Verwandten Kleists und Henriettens an ihn gerichtet haben, keinen Zweifel — dem Vertrauen der Verewigten in jeder Weise und vollständig entsprochen. Einige dieser Briefe sind nicht unwichtig.

So finden wir u. a. einen Brief der Cousine, Marie v. Kleist, die dem Herzen des Dichters so nahe gestanden und der gegenüber er sich in den letzten Tagen seines Lebens über die Motive, die ihm die tödtliche Waffe in die Hand zwangen, eingehend geäußert hatte. Diese Briefe gelangten allerdings erst einen Monat, nachdem sie geschrieben waren, in Mariens Besitz. Denn sie war krank, und um sie zu schonen, wurde sogar wochenlang der Tod Heinrichs vor ihr verschwiegen. Peguillen scheint sich an sie gewandt zu haben, um von ihr Näheres über Kleist und sein Verhältniß zu ihr und zur Vogel zu

erfahren. Marie antwortete zunächst ausweichend; später muß sie ihm aber doch die letzten Briefe Heinrichs an sie, die wir in der Peguilhen'schen Sammlung gefunden, mitgetheilt haben.

Am 12. December schreibt Marie v. Kleist an Peguilhen:

Der Mensch im Herbste seines Lebens ist wie der Baum in dieser Jahreszeit, ein Blatt fällt nach dem Andern von ihm ab, und der Schönste, Belaubteste Baum steht trauernd, einsam und Verlassen da, bis ein anderes Frühjahr ihn zu einem neuen Leben erweckt. — Die Verluste, die ich seit anderthalbjahr erlitten, haben mich mehr als entlaubt, sie haben mir die Krone gebrochen. Hier aus Erden kann sie nie wieder grünen. — An Heinrich Kleist, habe ich den Theilnehmer an allen meinen Freuden, an allen meinen Leiden verloren. Es war die sanfteste, wohlthuendste Gesellschaft für mein Herz.

— Der Herr geht einen eigenen Weg mit mir, es ist als sollte ich vom Leben nur den tiefsten unheilvollsten Schmerz behalten, und mit jedem Schritt vorwärts wird mein Lebens Weg zugleich dorniger und

— aber verzeihen Ew. Wohlgeboren diesen Ausbruch meines Kammers — doch jeder schöne Genuß, jede kurze Freude, ist mir ein ewiger Schmerz und da sind Klagen wohl zu entschuldigen.

Beiträge zu meines geliebten Veters unglücklicher Catastrophe, kann ich Ew. Wohlgeboren nicht mittheilen, so vertraut auch meine Verbindung mit ihm war. So muß ich gestehen, daß eine nähere Bekanntschaft mit der Frau Rendantin Vogel nie zu meines Wissens gelangt ist. Zuweilen wenn er mich verließ, sagte er, er ginge in diesem Hause oder mit dieser Gesellschaft spatzieren, ohne sich je über eine engere Verbindung mit Madame Vogel auszulassen. — So wie meine Gesundheit mir erlaubt nach Berlin zu reisen, muß ich mir von Ew. Wohlgeboren die Gefälligkeit eines Besuches erbitten, um die Veranlassung zu dieser traurigen Begebenheit von Ew. Wohlgeboren zu erfahren.

Mein Vetter hat mir den Auftrag gegeben, der mir sehr heilig ist, die Kosten seiner Beerdigung dem Herrn Kassen-Rendant Vogel zu erstatten. Wollen Ew. Wohlgeboren so gütig sein, und demselben sagen, daß der Major von Bülow Gouverneur des Prinzen von Hessen, diese Sache in meiner Abwesenheit übernimmt. Mit der größten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Ew. Wohlgeboren

Groß-Gieritz

ergebene Dienerin

den 12. December 1811.

Marie v. Kleist.

Entschuldigen Dieselben dieses Geschmier, welches aber im Bette geschieht. —

Meine Freunde haben mir erst gestern die Briefe meines Veters eingehändigt — aus Schonung für meine Gesundheit, auch habe ich erst vor acht Tagen meinen Verlust erfahren. Sonst hätte ich nicht ermangelt meine Dankbarkeit Ew. Wohlgeboren eher zu bezeigen. —

Der Inhalt der Briefe, welche Kleists Geschwister oder, in deren Auftrage, Freunde derselben an den Kriegs Rath Peguilhen gerichtet haben, ist gleichmäßig: sie wünschen von Peguilhen, der die Todten am Wansee wenige Stunden nach dem Selbstmord gesehen und der sie bestattet hat, Näheres über Kleists Ende zu erfahren.

Im Auftrage der Frau v. Pannowitz, einer Schwester Kleists, schreibt Frau v. Werdeck-Klitzing an Peguilhen:

Der Zweck dieses Briefes wird es bei Ew. Wohlgeb. entschuldigen, daß ich mich mit diesen Zeilen an Sie wende. Eine Schwester des verstorbenen Kleists — mit dessen Familie ich seit meiner frühesten Jugend in Verbindung war — wünscht durch mich die nähere Veranlassung des Todes ihres Bruders zu erfahren. Wie das tausendzüngige Gerücht eine solche Begebenheit verunstaltet, dies lehrt täglich die Erfahrung, und daher bleibt mir nichts übrig als mich grade zu Ew. Wohlgeb. bittend zu nahen, Sie um einige bestimmte Nachrichten ergebenst zu ersuchen.

Sie werden mir manches zur Beruhigung einer Schwester sagen können, die jetzt doppelt leidet, da ihr

am 7ten November auch eine Schwester starb, und sie täglich ihrer Niederkunft entgegen sieht.

Daß ich von Ihrem Vertrauen keinen Mißbrauch machen werde, dies bitte ich fest überzeugt zu sein, da nicht weibische Neugier sondern innige Theilnahme mich zu Ihnen führt.

Die Post geht Morgen nach dem Wohnorte der Frau von Pannewitz, Schwester des Heinrichs von Kleist ab — könnte ich ihr mit dieser einiges Wahre und Bestimmte über jene traurige Katastrophe wissen laßen, so würde Ew. Wohlgeb. mich sehr verbinden.

Kleists hinterlassene Schriften sind auch wohl in Ihren Händen?

Hochachtungsvoll

Ihre ergebene Dienerin

Friedrichsstraße 102.

A. von Werdeck-Klitzing.

Julie v. Kleist, vermählte v. Weiher, wendet sich direct an Peguilhen:

Ein höchst trauriges Ereigniß nöthigt mich an Sie, mein Herr, zu schreiben. — Es ist die trostlose Schwester des unglücklichen Kleist, die es wagt, Ihnen mit diesen Zeilen beschwerlich zu fallen. Nach Ihrer Anzeige im 142sten Stück der Berliner Zeitung hoffe ich auch dies ganz dreist wagen zu können; denn was Sie dort sagen, zeigt sehr deutlich, wie herzlich Sie meinen theuren Bruder liebten und schätzten, selbst auch nach dem unglücklichen Schritt, zu dessen Ausführung er nur durch eine falsche Ansicht verleitet werden konnte, und der gewiß in seiner Lage und Gemüthszustand zu entschuldigen aber nie zu rechtfertigen ist.

Mit vollem Vertrauen also wende ich mich an den würdigen Freund meines verewigten Bruders, ihn herzlich bittend, mir nicht allein die angekündigten Bruchstücke über die Katastrophe, die seinem Leben ein Ende machte, sogleich zu senden; sondern auch die näheren genaueren Umstände die da obwalten und die vielleicht nur für das Ohr einer liebenden Schwester taugen, gütigst mitzutheilen.

Ganz unendlich würden Sie mich verbinden, wenn ich recht bald einem Antwortschreiben entgegen sehen dürfte; — wenn mein redlicher Heinrich Ihrem Herzen theuer war, wie viel mehr muß er es dem Herzen einer Schwester sein, die in ihm den Freund, den Bruder und ehemaligen Lehrer verlor. Ich füge nur noch die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung hinzu, mit der ich mich unterzeichne

Ihre ergebene Dienerin

Felstow bei Lauenburg

Julie von Weiher

in Hinterpommern,

geb. v. Kleist.

den 10. Dez. 1811.

Auch der tapfere Major Leopold v. Kleist richtete die nämliche Bitte an Peguilhen.

Wohlgebohrener!

Hochgeehrtester Herr!

Mit unendlichem Schmerz habe ich den unerwarteten Tod meines geliebten Bruders erfahren; einige Tage später las ich in den Zeitungen die von Ew. Wohlgebohren gemachte Anzeige. Diese giebt mir die Hoffnung, Dieselben werden die Bitte nicht ungütig aufnehmen, die die Veranlaßung gegenwärtiger Zeilen ist. So weit entfernt von dem Orte der schrecklichen Catastrophe, habe ich hier so viel unsinniges und widersprechendes über diesen Unglücksfall gehört, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann einmal die nackte ungeschminkte Wahrheit zu vernehmen, die in der That nicht so niederdrückend seyn kann, als die täglich erneuerten Gerüchte. Haben Ew. Wohlgeboren daher die Güthe mir, wenn die von derselben angekündigte Schrift, die Presse noch nicht verlassen hat, nur mit einigen Zeilen die Art seines Todes, gefälligst mitzutheilen. Auch bitte ich Ew. Wohlgeboren ganz ergebenst, wenn der Verstorbene über seinen Nachlaß, vorzüglich seine Papiere, nicht selbst disponirt haben sollte, solche gefälligst in

Beschluß zu nehmen und mir hochgeneigst zu überschicken.

Ew. Wohlgebohren nennen Sich der Freund meines Bruders, dieses giebt mir ein Recht, in dieser Angelegenheit, zwar unbekannter Weise, dennoch unmittelbar an Dieselben mich zu wenden, da diese außerordentliche Begebenheit auch außerordentliche Maasregeln erlaubt.

Mit der größten Hochachtung habe ich die Ehre, mich zu unterzeichnen, als

<p>Stolpe in Pommern den 5. December 1811.</p>	<p>Ew. Wohlgebohren ganz gehorsamster Diener Leopold v. Kleist<sup>13</sup> Major außer Diensten und Postmeister hieselbst.</p>
--------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

So sprach die Trauer um den Verlust des theuern Bruders in den Briefen der Geschwister. Die „doppelt leidende“ Frau v. Pannewitz, Leopold, der den „Bruder geliebt“, die „trostlose Schwester Julie“, die ihren „Freund und Lehrer“ verloren — sie alle verlangen nach Nachrichten über das Ende des „redlichen Heinrich“.

Eine schwieg — Ulrike, die ihn am heißesten geliebt hatte.

[101]

III.

Adolf Wilbrandt und Bülow beschränken sich in ihren Biographien Kleists auf einige kurze Notizen in Betreff der Frau Adolfine Henriette Vogel. Gerade über die überspannte Todesgefährtin Kleists bringt nun die Peguilhen'sche Sammlung das reichste Material.

Unmittelbar nach dem Tode Kleists und Henriettens hatte Peguilhen die Ausarbeitung der von ihm angekündigten Rechtfertigungsschrift begonnen und das Manuscript der ersten Bogen dieser Schrift dem Dichter Lamotte-Fouqué, dem er in allen literarischen Dingen mit Recht mehr Urtheil als sich zutraute, zur Begutachtung eingesandt. Wir werden die prächtigen Briefe des Dichters der „Undine“,

<sup>13</sup> Der Schreiber dieses Briefes, Leopold v. Kleist, wurde — um dies hier einzuschalten — am 4. Juni 1837 just als er die Ehre hatte, in seinem Hause den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., zu bewirthen. vom Schlage gerührt und sank in dessen Gegenwart todt zu Boden, Der Kronprinz schrieb unmittelbar nach dem erschütternden Ereigniß an die Wittve den folgenden schönen Brief, dessen Mittheilung wir ebenfalls dem Besitzer der Peguilhen'schen Sammlung zu danken haben.

Meine gnädige Frau.

Das Gefühl, bei Ihrem gerechten Schmerze nur lästig zu sein, ja störend und verletzend zu wirken, hielt mich oben in meinem Zimmer zurück, als Sie den schweren, traurigen Besuch in diesem Hause machten. Möchten doch diese Zeilen nicht dieselbe Wirkung thun, die ich von meiner Einmischung in die Trauerscene befürchtete. Es ist die reinste, herzlichste, tiefgefühlteste Theilnahme, die mich an Sie schreiben heißt. Sie wissen, Welch' ein alter lieber Bekannter mir Herr v. Kleist war. Sein erschütterndes Ende in meinem Zimmer und in meiner Gegenwart hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. — Ich habe das schmerzliche Ereigniß sogleich an des Königs Majestät angezeigt, dessen Gnade der theure Verewigte sich besonders zu erfreuen hatte und Ihn gebeten, sich der verwittweten Familie anzunehmen, im Fall die Verhältnisse solches wünschenswerth machen sollten und nach meiner Rückkehr nach Berlin soll es mir Pflicht sein, wo es irgend thunlich, Ihr Interesse zu befördern. — Gottes reichster Trost möge mit Ihnen sein, meine gnädige Frau. —

Nehmen Sie diese flüchtigen, in größter Erschütterung geschriebenen Zeilen gütig und nachsichtig auf und beweisen Sie mir das. indem Sie mir nicht antworten, darum bitte ich. — Sie haben den furchtbaren Schlag wie eine Christin aus der Hand des Herrn über Leben und Tod auf genommen, sein Segen wird nicht ausbleiben.

Ihr ergebener Diener

Stolpe, den 4. Juni 1837.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

welche von der reinsten Freundschaft für Heinrich von Kleist erfüllt sind, und seine tactvolle Kritik des Peguilhen'schen Aufsatzes später mittheilen.

Die Schilderung, welche Peguilhen von Henriette Vogel — er nennt sie beständig Adolfine — gibt, ist uns in zahlreichen Notizen ziemlich vollständig erhalten. Wir geben dieselbe in dem Nachstehenden mit wenigen Kürzungen und geringfügigen stilistischen Abänderungen wörtlich wieder. Wenn dieselbe auch entfernt davon ist, uns ein objectiv richtiges Bild der Verstorbenen zu geben, so wird sie doch immerhin dazu beitragen, den sonderbaren Charakter dieser Frau näher kennen zu lernen; so geschmeichelt das Porträt auch sein mag, welches der glühende Verehrer von ihr entwirft, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Original wird sich ihm wohl nicht absprechen lassen.

Adolfine Vogel — so schreibt Peguilhen — war von der Natur bestimmt, die Zierde ihres Geschlechts zu sein, sowohl in Ansehung des Geistes als des Körpers. Daß dem letzteren die Fülle der Gesundheit fehlte, und ihr geistreiches Gesicht leise Spuren der Pocken zeigte, war wohl eine schonende Fürsorge des Schöpfers für das männliche Geschlecht; denn es hätte vielleicht nur von ihr abgehangen, die männliche Jugend zum Kamps um ihren Besitz zu bewaffnen wie jene Angelika des Ariost<sup>14</sup> und ihrem Vaterlande, das sie innig liebte, gefährlich zu werden. Sie war ein fast wunderbar geniales Wesen, bei dem man das Fremdartigste in seltener Vereinigung fand. Ihr Geist, durch Shakspeare und Goethe, Homer und Cervantes genährt, durch talentvolle Freunde gepflegt, die sie aber alle überragte, konnte sich auch zu dem Gewöhnlichsten und Trivialsten herablassen und zwar ohne Affectation, die ihr überhaupt völlig fremd war. Dieselbe Frau, welche abends durch meisterhaften Vortrag der schwierigsten Compositionen in Spiel und Gesang ihre Zuhörer entzückt hatte, fand der nächste Morgen mit Sortiren und Ausbessern der Wäsche beschäftigt, und nicht selten nahm sie das Plätteisen in die Hand — so sehr sie auch das Unzuträgliche dieses Geschäfts für ihren kränklichen Körper fühlte —, weil ihr die Arbeiten Anderer selten genühten.

Sie war die musterhafteste Hausfrau, wovon man sich nach ihrem Tode überzeugen konnte: Wäsche, Kleider, Hausgeräthe u. s. w. hatte sie mit einem genauen Verzeichniß und einer so überlegten Ordnung sortirt und bezeichnet, daß man in einer wohleingerichteten Registratur sich zu befinden glaubte. Auch vernachlässigte sie über der Ausbildung ihres Geistes keineswegs den Körper. Sie kleidete sich mit Sorgfalt und Geschick und hielt die höchste Reinlichkeit für den schönsten Schmuck des Weibes.

Ihre Wißbegierde kannte keine Grenzen und nichts verschmähte sie, was ihre Kenntnisse bereichern konnte; die untergeordnetsten Fertigkeiten waren für sie nicht unbedeutend, und wurden unter ihren Händen geadelt.

Sie war unzufrieden mit der Beschränktheit, in welche die Gesellschaft und die Mode die Befähigungen ihres Geschlechts eingezwängt haben, und beneidete die Männer, deren Fähigkeiten und Kräfte einen so weiten Spielraum finden. So z. B. bat sie einen Freund öfter, ihr Unterricht im Drechseln zu geben; selbst Fechten wünschte sie zu lernen, und Kleist lehrte sie wirklich die Elemente der Taktik und der Kriegskunst. Sie sprach in Theezirkeln von Moden und Speisen und blieb in keiner Unterhaltung zurück, außer wenn der gute Name Abwesender angegriffen wurde, worin sie nie einstimme.

Selbst ganz eigenthümlich organisirt, hatte sie ein seltenes Talent, die Besonderheiten anderer aufzufassen und bemerkbar zu machen; aber nicht etwa Lächerlichkeiten oder seltsame Angewohnheiten, sondern charakteristische Züge, die den Menschen zu dem machen, was er ist, hervorstechende Individualitäten, und zwar immer von einer guten Seite. Ihr Scharfblick entdeckte an dem unbedeutendsten Menschen eine interessante Seite, deren Berührung ihnen schmeichelhaft sein mußte. Eben deshalb fühlte jeder in ihrer Nähe sich glücklich oder wenigstens behaglich. Sie hörte vom

---

<sup>14</sup> Gegen diesen überschwänglichen Vergleich protestirt Fouqué in einem der Briefe, welche wir veröffentlichen werden.

Landmann nicht bloß das Detail seiner Wechselwirthschaft und seiner Kuhställe an, sondern sie hörte es mit Interesse, und mit ernster Lernbegierde erforschte sie die geringste Kleinigkeit ohne vornehmes Herabsehen auf die einseitige Bildung des Lehrers.

Bei dem reinsten Tugendgefühl war sie keine Prüde und wurde nie durch ein unbedachtes Wort in einer fröhlichen Gesellschaft beleidigt. Sie las die *liaisons dangereuses* als meisterhaftes Gemälde der Sittenverderbniß der damaligen großen Welt mit gleichem Interesse wie das zarte Gemälde der Liebe in Werthers Leiden.

Ungeachtet ihres tiefen Sinnes für Poesie, Musik und Kunst überhaupt, ungeachtet ihres reichen Talents und ihres vielseitig ausgebildeten Geschmacks, der ihr einen bedeutenden Rang unter Deutschlands Frauen anwies, gehörte sie doch keineswegs zu den gelehrten Frauen, wie schon aus dem Vorgesagten sich ergibt. Sie war sich ihres inneren Reichthums, ihres höheren Standpunktes zu sehr bewußt, als daß sie der modernen Zusammenstellung fremder Kunstwörter und sinnloser Redensarten hätte Geschmack abgewinnen und sich somit der Lächerlichkeit aussetzen können.

Es ist in der That ein komischer Einfall, wenn einige Journalisten ihr unglückliches Ende auf Rechnung einer damals schon verschollenen überpoetischen Poesie schreiben wollen, und ein Beweis, wie wenig jene Leute über diese Frau wußten.<sup>15</sup> Sie war viel zu selbstständig und hatte einen zu sichern Tact, um irgend einer Schule oder Clique anzugehören und wußte sehr wohl einen Damon von einem Egmont zu unterscheiden. Kurz, nach den vorliegenden aphoristischen Notizen war, mit Ausnahme des religiösen Werthes, Adolfine Vogel „das schöne Gebilde vollendeter Weiblichkeit, und die ganze Zartheit ihres Wesens in Worten aussprechen, hieß die ätherische Flamme des Weingeistes, die sie immer mit besonderem Vergnügen betrachtete, verkörpern wollen“.

Adolfine litt an einem unheilbaren körperlichen Uebel.<sup>16</sup> Schon manches Jahr hatte sie ihren Zustand schmerzlich empfunden, und der Genuß völliger Behaglichkeit, wie er ihr in den letzten Monaten ihres Lebens beschieden, war eine seltene Ausnahme. Noch manche Jahre des Leidens standen ihr bevor und der allerfurchtbarste Tod. Der Arzt, der ihren Zustand nach ihrem Tode untersuchte, drückte sich darüber dahin aus: „Ich wollte mich lieber zehnmal lebendig rädern lassen, als den Tod sterben, der ihr, wenn auch erst nach Jahren, bevorstand“. Deshalb sah sie auch schon seit langer Zeit einem schnellen, schmerzlosen Ende als dem Ziel ihrer Leiden mit Sehnsucht entgegen.

Sie strebte überall nach dem Höchsten, und ein gesunder Körper ist doch gewiß eine Hauptbedingung aller irdischen Glückseligkeit. Diese aber war ihr für immer verloren. Das ganze Streben ihres für Liebe und Freundschaft so empfänglichen Gemüths ging nur dahin, mit einem lieben Freunde vereint die Welt zu verlassen. Sie erlaubte sich öfter Anspielungen auf diesen Wunsch, sowohl gegen ihren Gatten wie gegen Freunde, und diese Anspielungen erhielten erst nach ihrem Tode Bedeutung und Verständniß; kurz und traurig brach sie das Gespräch ab, sobald sie die Unempfindlichkeit ihrer Gesellschafter für den angeregten Gedanken gewahrte.

Durch die zu weit getriebene Offenheit eines Arztes wurde sie von der bis dahin nur geahnten Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes unterrichtet, und von dieser Stunde datirt sich wahrscheinlich ihr

---

<sup>15</sup> Auch hier macht sich, um nur einen Fall hervorzuheben, Peguilhen einer übertrieben wohlwollenden Beurtheilung schuldig. Nach ihrem Briefe an Heinrich, „ihren Süßtönenden, ihr Hyazinthenbeet“ etc. zu urtheilen, muß sie doch dem Zauber der „überpoetischen Poesie“ zu widerstehen nicht vermocht haben.

<sup>16</sup> Während Bülow und nach ihm Wilbrandt behaupten, daß die unheilbare Krankheit Adolfinens von einem unwissenden Chirurgen ihr eingeredet sei, versichert Peguilhen mit aller Bestimmtheit und unter Angabe von Einzelheiten, daß die Krankheit, welche voraussichtlich das Leben Henriettens zerstört haben würde, wenn sie demselben nicht durch ihren Freund Kleist ein gewaltsames Ende hätte bereiten lassen, allerdings eine unheilbare, schreckliche gewesen sei. In diesem Punkte ist wohl den Angaben ihres vertrauten Freundes und des Freundes ihrer Familie unbedingter Glaube beizumessen.

Vornehmen, eine Welt zu verlassen, von deren Freuden ein furchtbares Geschick sie ausschloß; ihr längst genährter Wunsch wurde fester, lebendiger Entschluß, und Kleist, dem ihr leisester Wunsch Befehl war, der nur in ihr lebte, an ihren Blicken hing, und sich ihr ganz willenlos hingeeben hatte, billigte nicht nur diesen Wunsch, der seiner, alles in schwarzem Flor sehenden Gemüthsstimmung zusagte, sondern regte ihn noch mehr an und gab sich selbst ohne Bedenken zu der schrecklichen That her, welche der Welt zwei ihrer seltensten Zierden, einem Gatten sein Alles, einem alten Vater seine Stütze und seinen Stolz, einem Kinde die Mutter raubte. Die Vorstellung einer so furchtbar drohenden Zukunft wurde so überwältigend in ihr, daß sie nach ihrem eigenen Ausdruck das Leben nicht mehr ertragen konnte.

An dieser Stelle schaltet Peguillen eine längere Betrachtung ein über Heinrich von Kleist, die uns nicht bedeutend genug zu sein scheint, um hier reproducirt zu werden. Wir entnehmen derselben nur die folgenden Stellen, welche einige sachliche Bemerkungen enthalten:

Wahrscheinlich kannte Kleist das körperliche Uebel Adolfinens zu Anfang seiner Bekanntschaft und zur Zeit der Entstehung seiner Leidenschaft nicht. Solche Kenntniß nun würde bei manchem anderen Manne die glühendste Liebe in Freundschaft umgewandelt haben; nicht so bei dem enthusiastischen Kleist. Die Leidenschaft blieb, aber sie nahm einen reineren Charakter an; sie steigerte sich von der Schwärmerei endlich zum Wahnsinn und ließ es ihm als Pflicht erscheinen, die ihm über alles theure Freundin, einen so herrlichen, so vollkommenen Geist von den Banden einer unvollkommenen Hülle zu befreien, sobald die Sehnsucht dieses Geistes nach solcher Freiheit sich ihm offenbarte. Ob auch die Hoffnung im Hintergrunde schlummerte, mit dem geliebten Gegenstande zu verklärter Vereinigung und Glückseligkeit zu erwachen, darüber findet sich keine Andeutung, wohl aber der ganz bestimmte Ausdruck, daß bei beiden die Gewißheit eines zukünftigen Lebens unerschütterlich fest stand, und daß beide bis auf den letzten Act ihres irdischen Daseins jene Zukunft nicht zu fürchten hatten.

Diese Hoffnung auf eine innigere Vereinigung, als sie in dieser Welt möglich ist, und auf die überschwängliche Seligkeit eines himmlischen Jenseits konnte einen Kleist wohl dahin führen, seine Hand an die Geliebte seines Herzens zu legen und seine Pflicht als Mann und Staatsbürger zu vergessen. Er war gar nicht fähig, einen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten; alles andere vergessend hob er, wie alle Enthusiasten, einen einzelnen Punkt heraus, und dieser wurde nun bis in's kleinste Detail verfolgt, ausgemalt, verschönert und poetisch gestaltet. Er sah in Adolfinen nur noch die geliebte, dem Tode geweihte und den Tod von seiner Hand wünschende Freundin. Ohne deren krankhaften Zustand hätte Kleist wahrscheinlich allein freiwillig die Welt verlassen, sobald seine Leidenschaft zu mächtig geworden wäre, um in den Schranken der Tugend und Sittlichkeit zu bleiben; denn seine Grundsätze in dieser Hinsicht gehörten zu den strengsten, und die Frau eines andern war ihm ein unantastbares Heiligthum, wie manche, die ihn in Versuchung führte, erfahren haben mag.

Ein genauer Freund des Dichters suchte den Doppelselbstmord als einen Act selbst zuerkannter Strafe zu erklären und meinte: nach dem Gefühl zweier so reinen Gemüther wäre schon der Wunsch, das unwillkürliche Verlangen nach einer strafbaren Vereinigung ein Verbrechen gewesen, das nur mit dem Tode gesühnt werden konnte. Beide fühlten sich schuldig, nicht in Werken, aber in Gesinnungen und Wünschen, und deshalb wurde ihnen das Leben unerträglich; sie hatten die Achtung vor sich selbst verloren und wollten durch Selbstvernichtung diesem nagenden Gefühl entfliehen. Wie scharfsinnig diese Erklärung auch ist, so stimmt sie doch nicht mit der Ruhe und Freudigkeit, in welcher sie dem Tode entgegen gingen. Wer sich selbst strafen will mit dem Tode, der blickt ihm nicht so heiter in's Auge.

In Betreff der schriftstellerischen Befähigung Adolfinens geben die Fragmente noch nachstehende Notizen.

Sie hat nie für den Druck geschrieben und ein eigentlicher literarischer Nachlaß war nicht vorhanden,



mehrere kleine, höchst interessante Aufsätze, welche die Fülle und Eigenthümlichkeit ihres Geistes mehr dargelegt haben würden, sind von ihr kurz vor ihrem Tode vernichtet worden. So sehr sie durch ihr Talent über den Kreis des Privatlebens und der Häuslichkeit hinaustrat, so war sie doch durch den Wunsch der Freunde nie zu bewegen, als die Zierde dieser Nation hervorzutreten, blos weil sie der Schriftstellerei ein so hohes Ideal vorsteckte, daß weder sie noch irgend ein Sterblicher es erreichen könne.

Man fand in dem von den beiden Unglücklichen inne gehaltenen Zimmer des Stimming'schen Gasthauses nur zwei Bücher: eine Uebersetzung des Don Quixote und Klopstocks Oden; in letzterem besonders eingeschlagen „Die todte Clarissa“. Aus letzterem Gedicht finden sich die folgenden Strophen mit Anmerkungen von der Hand Peguilhens.

„Diese Dichtung hat wirklich soviel Beziehungen auf die hier besprochenen Zustände, daß ich die ersten sechs Strophen ganz hersetzen muß, indem sie über die Ursachen des Todes mehr Aufschluß geben, als der ganze handschriftliche Nachlaß der Gestorbenen.“

Blume, du stehest verpflanzt, wo du blühest,  
 Werth, in dieser Beschattung nicht zu wachsen,  
 Werth, schnell wegzublühen, der Bäume Edens  
 Bess're Gespielin.

Lüfte, wie diese, so die Erd' umathmen.  
 Sind, die leiseren selbst, dir rauhe Weste;  
 Doch ein Sturmwind wird — o, er kommt! entfliehe du,  
 Eh' er heranrauscht —

Grausam, indem du am hellsten glänzest,  
 Dich hinabstürzen,<sup>17</sup> allein auch hingestürzt  
 Wirst du schön sein, werden wir dich bewundern  
 Aber durch Thränen.

Reizend noch stets, noch immer lebenswürdig  
 Lag Clarissa, da sie hinweggeblüht war,  
 Und noch stille Röthe die hingesunkene  
 Wange bedeckte.<sup>18</sup>

---

<sup>17</sup> Daß dies ganz ihre Lage war und ihr unabwendbar der grausamste Tod bevorstand, zeigen die gerichtlichen Acten. (Anmerkung von Peguilhen.)

<sup>18</sup> Diese Strophe scheint an Adolfinens Leiche geschrieben. Wirklich war es nicht möglich, den Tod in einer herrlicheren Gestalt zu sehen: halb sitzend, halb liegend, die Hände gefallen, den freundlichen Blick wie im Leben zum Himmel gerichtet, ward sie gefunden, weiß gekleidet wie frisch gefallener Schnee, in der Gegend des Herzens geschmückt mit einer einfachen Rose, wie eine himmlische Braut, sonst keine Spur von Verletzung, und das an einem Tage, an welchem die ganze Natur in dichtem Nebel trauerte. (Anmerkung von Peguilhen.)

Freudiger war entronnen ihre Seele,  
 War zu Seelen gekommen, welche ihr glichen,  
 Schönen, ihr verwandten Seelen,  
 Die sie empfinden.

Daß in dem Himmel sanft die liebevollen  
 Frohen Hügel umher zugleich ertönten:  
 Ruhe dir und Krone des Sieges, o Seele,  
 Weil du so schön warst.

[117]<sup>19</sup> Peguilhen war, wie man weiß, der Erste, der eine kurze Notiz über den Selbstmord Kleists und Henriettens in die Zeitungen brachte; eine eingehendere Schilderung des tragischen Ereignisses sollte folgen. Peguilhen wandte sich nun an den Dichter La Motte-Fouqué, um dessen Hülfe bei der projectirten Arbeit, die unter den damaligen Verhältnissen, unter dem frischen Eindruck des eben Geschehenen, einen besonderen literarischen Tact erheischte, zu erbitten.

La Motte-Fouqué antwortete darauf:

Nennhausen am 12. Decbr. 11.

Das edle Vertrauen, mit welchem Sie mich ehren, mir unsres seeligen Freundes letzte Worte anvertrauend, hebt mich über alle Schwierigkeiten weg in Ihre Bekanntschaft, und ich rede Sie auch demzufolge ohne Weiteres aus vollem dankbarem Herzen an, um so mehr, da mir Gilzig Ihre Antwort an ihn mitgetheilt hat, und die Gabe durch die Art des Gebens noch erhöht ward. Ich bin innig erschüttert vor der furchtbaren sichern Kraft, mit welcher unser Heinrich einem Leben Fahrewohl sagen konnte, in welchem noch so viele Kränze auf ihn warteten, so viele liebevolle Herzen ihm entgegen schlugen. Gebieten Sie über mich, wenn ich im Stande bin, Ihnen auf irgend eine Weise für das Andenken des edlen Gefallenen behülflich zu sein. Ungemein würden Sie mich verpflichten, wenn Sie mir etwas Näheres über das Trauerspiel, der „Prinz von Hessen-Homburg“ mittheilen könnten, eine Dichtung, von welcher mir Heinrich in seinem letzten Briefe sehr anregende und begeisternde Worte schrieb. Haben wir Hoffnung diesen theuren Nachlaß gedruckt zu sehen? —

Der Brief folgt mit innigstem Danke anbei zurück. Ich hoffe noch diesen Winter Ihnen in Berlin mündlich die Versicherung meiner Achtung und Ergebenheit wiederholen zu können.

La Motte-Fouqué.

Peguilhen nahm die Liebenswürdigkeit Fouqués in der That in Anspruch und schickte dem Dichter die ersten fertigen Seiten seines Manuskriptes: die Charakteristik Henriettens, welche wir beinahe vollständig wiedergegeben haben. Fouqué, von wahrer Freundschaft für Kleist beseelt, mußte sich sagen, daß mit dieser Ueberschwänglichkeit dem Andenken seines Freundes mehr geschadet, als genützt werden würde, und in der taktvollsten Weise versuchte er Peguilhens Feuereifer etwas abzukühlen. Um das durchzusetzen, richtete er an Peguilhen das folgende Schreiben, das uns den Verfasser der „Undine“ werther gemacht hat, als seine Dichtungen:

Ihr mich sehr ehrendes Vertrauen, mein liebster Peguilhen, habe ich dadurch zu verdienen gestrebt, daß ich den mir mitgetheilten Aufsatz nicht nur auf's achtsamste las, sondern mich auch dabei nach Kräften

---

<sup>19</sup> 2017: Im Original stehen hier Hinweise auf Druckfehler, im bisherigen Text, die hier berichtet sind.

aus meiner Persönlichkeit heraus in die Persönlichkeit derjenigen versetzte, für welche er vorzüglich bestimmt ist. Da geschah es nun, daß ich deutlich empfand, wie grade was mich auf's innigste rührte, und mir Sie noch immer lieber machte, bei Jenen die umgekehrte Wirkung thun müsse. Liebster Peguilhen, die Poesie, welche Ihr Gemüth durchleuchtet, die sehnsuchtsvolle Innigkeit nach der entschwundenen Freundin, die glühende Bewunderung von Adolphinens Trefflichkeiten und wunderbarer Eigenthümlichkeit — das Alles ist — ich sage es mit Schmerz — den Lesern, für welche Ihre Blätter geschrieben sind, größtentheils fremd, oder wo sich so etwas äussert, äussert es sich in deren Individualität doch auf eine ganz andere Weise. Zudem, halten Sie es sich nur immer fest vor Augen, daß auch viele der Gemüthlicheren und Tieferen nun einmal gegen die Sache eingenommen sind, und allerwärts Hyperexaltation und Schwärmerei darin wittern. Daher muß alles Kühne oder gar Gewagte im Ausdruck vermieden werden, wie z. B. die Vergleichung Adolphinens mit Ariostens Angelica, und das Kühle, möglichst dem Gewöhnlichen sich Nähernde an dessen Stelle treten. Ich fühle, wie schwer, ja sogar oft widrig es ist, auf diese Weise von geliebten und verehrten Personen zu reden, aber so liegt nun einmal die Sache vor uns da, und nur sehr prosaische Anstrengungen können sie wieder in ein anderes Geleise bringen. In Ihrem Aufsätze finde ich für dessen gegenwärtigen Zweck nur dasjenige als anwendbar herauszuheben, was Sie über Ihr eigenes Verfahren und dessen Motive sagen, wie auch zum Theil die Ansicht von Heinrichs Verpflichtung als Mann und Soldat, sein Leben einem geheiligteren Kampfe aufzubewahren.

Wie wär es, wenn Sie Jenes zum Gegenstand eines eigenen Aufsatzes machten, nur das unumgänglich nöthige von Heinrich und Adolphine höchst sparsam hinein verflechtend, und so das Ganze durch Prinz Radzivill dem Könige vorlegen ließen? Vorzüglich aber müßten Sie sich dabei jeglicher Aeüßerung über das schonende oder gar ehrende Urtheil des Berliner Publikums von jenem Vorfalle enthalten. Sie und ich kennen den König; hieße das nicht Oel in's Feuer gießen? Wenn Sie mir fortwährend ein so bedeutendes Vertrauen schenken, bin ich gern bereit, auch über den zweiten Aufsatz Ihnen meine Ansicht mitzuthemen. Die geringe Verzögerung, welche dabei durch das Hin- und Hergehen der Post entstände, scheint mir von keinem Belang. Vielmehr — wenn von Wirkung der Zeit die Rede ist — können hier einige Tage später eher vortheilhaftes befördern, als einige Tage früher.

Ein sehr überhäufte Posttag läßt mich nur im Allgemeinen die Versicherungen meiner herzlichsten Achtung und Anhänglichkeit für Sie wiederholen, denen ich die Bitte hinzufüge, mich dem gütigen Andenken Ihrer Frau Gemahlin und Demoiselle Tochter bestens zu empfehlen.

Ganz der Ihrige

La Motte-Fouqué.

Die freundschaftliche Fürsorge Fouqués brauchte übrigens nichts zu besorgen. Die Peguilhen'sche Schrift wurde, wie schon erwähnt, vor dem Erscheinen unterdrückt.

Am 6. December wurde dem Kriegsrath Peguilhen der folgende polizeiliche Erlaß zugestellt:

Ew. Wohlgeboren mache ich hierdurch bekannt, daß des Königs Majestät befohlen haben, daß die von Ihnen angekündigte Schrift über den Mord und Selbstmord des von Kleist nicht im Druck erscheinen soll, weshalb den sämmtlichen Buchdruckern bei Strafe untersagt worden ist, solche zum Druck zu übernehmen.

Berlin den 6. December 1811.

Königlicher Polizei-Präsident von Berlin

v. Schlechtendahl.

Schon ein paar Tage vor diesem Verbote hatte Peguilhen Kunde davon erhalten, daß die Ankündigung seiner Rechtfertigungsschrift für Kleist und Henrietten den Monarchen und seine Rätthe sehr verstimmt hatte. Er richtete deshalb ein längeres Schreiben an Hardenberg, das uns nicht nur die Persönlichkeit des

Freundes Henriettens kennen lehrt, sondern fast als ein Beitrag zur Geschichte der traurigsten Zeit unseres Vaterlandes betrachtet werden kann. Wir lassen das bemerkenswerthe Schreiben des Beamten an seinen Vorgesetzten, den Minister und Staatskanzler, und die vertrauliche Mittheilung, welche dem Briefe beigefügt ist, hier folgen:

Hoch und wohlgebohrer Freiherr

Hochgebietender, Hochzuverehrender Staatskanzler!

Von glaubwürdiger Hand erfahre ich, daß ich so unglücklich gewesen bin, mir durch die in den Zeitungen eingerückte Bekanntmachung wegen des Ablebens der Mdm. Vogel und des Herrn von Kleist Ew. Excellenz Unwillen zuzuziehen; besonders weil Hochdieselben einen dem Geschäftsmann nicht anständigen Grad von Excentricität darin gefunden haben. So gleichgültig mir das Urtheil des Publikums ist, so wenig gleichgültig kann Ew. Excellenz Urtheil mir sein, selbst wenn ich die egoistische Rücksicht, daß ich von Höchstdenenselben noch meine künftige Bestimmung erwarte, ganz bei Seite setze. Denn ich kenne keinen Mann, den ich so innig und unbedingt als Gesetzgeber und Schutzengel seines Vaterlandes verehere.

Ich leugne es nicht, daß ich durch den frischen Eindruck der Begebenheit in einem exaltirten Zustande war, als ich auf den dringenden Wunsch meines Freundes Vogel diese Bekanntmachung schrieb. Ich habe wirklich den Fehler, daß ich durch außerordentliche Handlungen, die von einer seltenen Stärke des Geistes und Kraft des Willens zeigen, ohne welche nichts Großes zu erwarten ist, enthusiastirt werde. Ich leugne nicht, daß es meine Absicht war und noch ist, die That — nicht zu vertheidigen, sondern — zu entschuldigen. Aber auch zugleich darauf aufmerksam zu machen, daß der Mann dem Vaterlande gehört, und daß es einen viel schöneren Tod giebt, als den Kleistischen, und das war meine Hauptidee. Ich wollte dieses Ereigniß für das Vaterland benutzen, und wahrlich nicht Selbstmord predigen, sondern die schnöde Furcht vor dem Tode als eine Krankheit des Zeitalters bekämpfen. Von diesem Gesichtspunkte soll das wenige, was ich sagen werde, ausgehn. Auch soll meine Bekanntmachung als irreligiös angegriffen sein. Dazu kann ich nichts sagen, denn ich bekenne frei, daß mein Heiligstes das Vaterland ist, daß ich alles hierauf beziehe, und keine andre Religion kenne. Wenn dieses unkristlich ist, bin ich allerdings kein Krist. Daß ich weder Schwärmer noch excentrisch bin, zeigen wohl meine Dienstarbeiten zwanzig Jahre hindurch, in welchen man schwerlich eine Spur davon entdecken wird. Meine jetzige Hauptbeschäftigung sind die trockensten Rechnungs Sachen, wo jede Excentricität sehr bald zu meinem Nachtheil zu Tage kommen würde. Aber Männer, die gar keinen Enthusiasmus kennen, die selbst wenn das Vaterland ruft, ruhig fort calculiren, werden Ew. Excellenz Höchstselbst nicht für die würdigsten Staatsdiener halten. Zum Beweise, daß meine mit dem innigsten Zutrauen verschwisterte Verehrung für Ew. Excellenz keine Redensart ist, füge ich ein besonderes Blatt bei, worin ich die Natur meiner Schwärmerei durch Thatsachen beläge, Ew. Excellenz mich ganz gebe wie ich bin, und sogar meine zukünftigen Pläne andeute. Ich fürchte nicht daß Ew. Excellenz es als einen neuen Beweis meiner Excentricität aufnehmen, schmeichle mir, daß Höchstdieselben es ganz in Ihrem Innern begraben, und ohne davon weiteren Gebrauch zu machen, mir es mit eigener Hand zurückgeben werden.

Berlin 2. Decbr. 1811.

Ew. Excellenz untertänigster Diener

Peguilhen.

Ich bin allerdings nicht frei von Schwärmerei, aber sie ist nur auf einen Punkt gerichtet und, wie ich mir schmeichle, dem Gemeinwohl nicht gefährlich. Ich liebe enthusiastisch meinen König und mein Vaterland, und kann dessen jetzige Erniedrigung und Abhängigkeit nicht ertragen. Darum habe ich auf meiner Reise von der Armee nach Teutschland die vom Feinde besetzten festen Plätze recognoscirt etc. Darum habe ich in Berlin während des Kriegs eine anonyme Aufforderung an die zurückkehrenden

preußischen Soldaten angeschlagen, sich nicht zu Isenburgs sondern zu Schills Fahne zu begeben, welche leider zu früh von den Franzosen entdeckt und abgerissen wurde. Darum habe ich in Wien den Erzherzog Carl in einem anonymen Schreiben zum schleunigsten Beistande Preußens aufgefordert, und ihm im Unterlassungsfalle das Schicksal Oesterreichs vorausgesagt.

Darum habe ich mich mit noch gefahrvolleren Vorschlägen zur glücklichen Beendigung des Krieges, leider an den General v. Chlebowsky gewendet.

Darum hatte ich mit dem seeligen Schill verabredet, nach Magdeburg zu gehen, um dort innere Empörung während seines Angriffs von außen zu organisiren, und war dem Wahnsinn nahe, als eine tödtliche Krankheit mich abhielt.

Darum habe ich mich gegen Ew. Excellenz erbothen, den Bauern-Aufstand in Schlesien zu dämpfen.

Darum habe ich dem Herrn geh. Staatsrath Sack unter meinem Nahmen einen Plan zur National-Bewaffung und allgemeinen Militair-Bildung der Jugend übergeben.

Darum habe ich gegen denselben mich erbothen, zur commission mixte nach Magdeburg zu gehen, um dort einen coup de main vorzubereiten, welches meines Erachtens das wesentlichste bei etwaigem Ausbruch eines Krieges ist.

Darum habe ich an den Herrn Obr. v. Gneisenau einen anonymen Aufsatz mit Andeutungen zur Rettung des Vaterlandes geschickt.

Darum endlich habe ich seit langer Zeit begehenden Plan aufgesetzt, aber noch niemanden gefunden, dem ich ihn mit der Ueberzeugung vorlegen könnte, daß er darauf entriren würde.

Darum endlich füge ich die Versicherung hinzu, daß ein rühmlicher Tod fürs Vaterland mein höchster Wunsch ist, wenn — nur das Schicksal meiner Familie gesichert ist.

Es läßt sich begreifen, daß ein preußischer Beamter, der im Jahre 1811 von solchen Gesinnungen beseelt war und kein Hehl daraus machte, allerdings als „excentrisch“ verschrieen werden konnte. Aber für uns alle, die wir in der Zeit von Deutschlands siegreicher Erhebung leben, hat der glühende Patriotismus dieses Mannes in den trüben Tagen des besiegten und erniedrigten Vaterlandes etwas ungemein Rührendes und Tröstliches, zugleich. Wahrlich der Dichter hat Recht, wenn er ausruft:

„Ein Volk kann nicht verderben,  
Das solche Männer zeugt —“

und auf die Wahrheit dieses zuversichtlichen Ausspruchs dürfen wir uns wohl um so mehr verlassen, als der Dichter dieser schönen Verse des preußischen Chauvinismus sicherlich nicht geziehen werden kann: es ist Ludwig Pfau, derselbe, dem wir eine denkwürdige Travestirung des catonischen Spruches verdanken: „ceterum censeo, Borussiam esse delendam“.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht das letzte Schriftstück, welches wir aus der Peguilhen'schen Sammlung hier reproduciren wollen:

Crim.-Sache.

Dem Königl. Kriegsath Herrn Peguilhen wird hiedurch aufgegeben, die sich in seinem Gewahrsam befindenden Pistolen, womit der ehemalige Lieutenant von Kleist und die verhehlchte Vogel sich entleibt haben, da nach §. 638 der Criminal-Ordnung die Instrumente, womit ein Vergehen verübt worden, dem Inhaber der Criminal-Gerichtsbarkeit gehören, an den Hoffiscal Felgentreu zu extradiren.

Berlin den 23. December 1811.

Königl. Preuß. Kammergericht  
v. Trützschler.

Wir glauben, unsere Aufgabe, die eben nur in der Sichtung und objectiven Wiedergabe der von Peguilhen gesammelten Schriftstücke bestehen sollte, erfüllt zu haben. Wenn diese Zeilen dazu beigetragen haben, die lückenhaften Angaben über die Motive, welche Kleist und seine Todesgefährtin zum Selbstmord getrieben haben und über die Stimmung der Unglücklichen unmittelbar vor der Ausführung ihres tragischen Entschlusses durch unsre thatsächlichen Mittheilungen zu ergänzen und die Bekanntschaft mit dem Manne zu vermitteln, welcher denselben in den letzten Tagen ihres Lebens am nächsten gestanden hat, so haben wir unsern Zweck erreicht.

Bericht des Wirths zum Stimming über Heinrich von Kleists und Henriettens Tod.<sup>20</sup>

Am Mittwoch, den 20. November d. J. Nachmittags zwei Uhr, kamen zwei Fremde, ein Herr und eine Dame, mit eignem Fuhrwerk von Berlin gefahren, stiegen bei mir ab, und erbaten sich Mittagessen. Sie sagten, sie wollten sich nur einige Stunden aufhalten und einige Fremde aus Potsdam erwarten, und wünschten ein eignes Zimmer zu haben. Wir wiesen ihnen unten, linker Hand, ein Zimmer an, womit die Dame aber nicht zufrieden war, die lieber oben ein Zimmer haben wollte. Es wurde ihnen nun oben eines angewiesen und die Dame fragte darauf, ob sie nicht noch ein Zimmer gleich daneben haben könnten? welches auch sogleich angewiesen wurde. Hierauf trat die Dame ans Fenster und fragte, ob sie nicht einen Kahn bekommen könnten, um über den See, nach der anderen Seite zu fahren? Meine Frau antwortete, wir könnten wohl einen Kahn haben; dies verursachte aber viel Umstände. Sie könnten dagegen leicht zu Fuß nach der anderen Seite des Sees kommen, welches der Dame sehr lieb war. Sie fragte [281] nun nach einem Sopha, und da wir keins hatten, bat sie um zwei Betten, in jedem Zimmer eins, damit die Fremden, welche vielleicht erst in der Nacht kämen, sich etwas ausruhen könnten.

Nachdem Beide sehr vergnügt zusammen gespeist hatten, gingen sie auf der anderen Seite des Sees in der Gegend spazieren, wo sie sich zuletzt erschossen, kamen bald wieder zurück und bezahlten ihren Fuhrmann, der nun leer nach Berlin zurückfahren mußte. Hierauf tranken sie Kaffee, erbaten sich Feder und Dinte, blieben auf ihren Zimmern und schrieben daselbst.

Nach einiger Zeit baten sie sich Abendessen aus und hatten Wein und Rum bei sich. Nachdem sie abgespeist hatten, schrieben sie wieder und als das Mädchen ihnen Wasser brachte und fragte, ob sie noch etwas beföhlen? erhielt sie die Antwort: Nein, nichts mehr! Wenn aber die Fremden kommen, vielleicht Thee.

Der Hausknecht, welcher die Nacht wachte, hat auf dem Zimmer beständig Licht brennen sehen und beide zuweilen gehen hören. So verging die Nacht.

Am Morgen, um 5 Uhr, kam die Dame herunter und bat um eine Portion Kaffee. Diese tranken beide, um 7 Uhr noch eine Portion, so wurde es 9 Uhr. Das Mädchen mußte nun ihre Kleider reinigen und auf die Frage, ob sie zu Mittag essen wollten, entgegneten sie, daß sie nur etwas Bouillon trinken und am Abend desto besser essen würden.

Sie baten sich nun ihre Rechnung aus, die sie bezahlten und quittirt zurück verlangten. Dann verlangten sie [282] einen Boten nach Berlin, dem sie einen Brief zu besorgen gaben, und dieser ging um 12 Uhr ab. Auf die Frage, was sie am Abend speisen wollten, erwiederte der Herr: Wir bekommen heute Abend zwei Fremde, die müssen recht gut essen. Ach, nein! sagte die Dame, ich dünkte, wir ließen es, sie können auch mit einem Eierkuchen vorlieb nehmen wie wir. Nun, sagte der Herr, dann essen wir morgen Mittag desto besser, und beide wiederholten: Auf den Abend kommen zwei Gäste!

Sie tranken ihre Bouillon, erkundigten sich abwechselnd nach der Uhr und fragten, wenn der Bote wohl gewiß in Berlin sein könnte? Da er um 12 Uhr weggegangen war, versicherten wir, daß er um 3 Uhr, höchstens 1/2 4 da sein müsse. Nach einer Weile kamen Beide herunter, verlangten zwei Portionen Kaffee und fragten noch einmal, ob jetzt der Bote wohl da sein könnte? Jetzt, bald! sagten wir.

Hierauf gingen Beide hinaus und sprachen über die Lage und die schöne Gegend; waren aber dabei so vergnügt und scherzhaft, daß man gar nichts besonderes an ihnen bemerken konnte. Wir glaubten, sie ließen sich durch den Boten einen Wagen von Berlin holen, in dem sie wieder zurückfahren wollten.

Beide kamen nun in die Küche und die Dame fragte meine Frau, ob sie wohl den Kaffee jenseits des

---

<sup>20</sup> Heinrich von Kleist's Leben und Briefe. Mit einem Anhang herausgegeben von Eduard von Bülow. Berlin 1848, S. 280 ff.

Sees auf den schönen grünen Platz wolle bringen lassen. Es sei da eine sehr schöne Aussicht! Meine Frau äußerte ihre Verwunderung darüber, da es so weit sei; der Herr sagte aber [283] sehr zuvorkommend: er wolle den Leuten ihre Mühe gern bezahlen, und erbat sich noch für 8 Gr. Rum.

Hierauf gingen Beide nach dem bestimmten Platz, und als meine Frau sagte, sie wolle indeß die Zimmer reinigen lassen, verbaten beide es mit dem Bemerken, daß lieber alles darin so bleiben möchte. Die Dame hatte ein Körbchen, welches mit einem weißen Tuch bedeckt war, am Arme, worin wahrscheinlich die Pistolen gelegen haben.

Als wir den Kaffee und den Rum hingeschickt hatten, verlangten sie auch einen Tisch und zwei Stühle. Auch diese wurden geschickt. Dann ließ der Herr sich einen Bleistift ausbitten und fragen, wie viel der Kaffee koste? Wir glaubten jetzt, der Herr sei ein Künstler und wolle die Gegend aufnehmen.

Als ich den Bleistift überschickte, ließ ich dazu sagen, daß es mit der Bezahlung für den Kaffee noch Zeit habe. Beide kamen der Frau aber schon einige Schritte entgegen, und die Dame übergab ihr das Kaffeegeschirr, wo, in einem Tassenkopf, das Geld für den Kaffee und den Rum lag. Sie sagte dabei: hier sind vier Groschen für ihre Mühe; das andre Geld übergiebt sie dem Wirthe. Den Tassenkopf wasche sie rein aus und bringe ihn mir wieder.

Die Frau ging fort und beide Fremde eilten nach dem Tische zurück.

Als die Frau etwa 40 Schritte gegangen war, fiel ein Schuß. Nach etwa 30 Schritten fiel ein zweiter Schuß. Die Frau glaubte aber, daß sie zum Vergnügen schossen, weil beide so scherzhaft und munter gewesen waren, Steine [284] ins Wasser geworfen hatten und mit einander gescherzt und gesprungen waren.

Als die Frau den Tassenkopf wiederbringen sollte, fanden wir es sonderbar, daß, da sie keinen Kaffee mehr hatten, sie noch einen Tassenkopf verlangten. Doch nahm die Frau den Tassenkopf und trug ihn hin.

Als sie auf den Platz kam, fand sie beide Personen in ihrem Blute liegen, entleibt.

Stummes Entsetzen ergriff die Aufwärterin, die nun, vom Schreck betäubt, nach ihrer Wohnung zurückeilte und unserem Mädchen, das sie so rennen sah, zurief: die Fremden hätten sich erschossen und lägen todt da.

Auch uns alle setzt die Nachricht in Erstaunen. Wir gehen zuerst oben nach der Stube; finden aber die Thüren fest verschlossen. Wir dringen durch eine Seitenthür in das eine Zimmer; sie war mit allen im Zimmer befindlichen Stühlen verammelt, und außer einem versiegelten Päckchen nichts im Zimmer vorhanden.

Nun eilten wir alle nach dem Platze und fanden beide entseelt; die Dame in einer liegenden Stellung hinten über gelehnt, den Oberrock von beiden Seiten aufgeschlagen und die Hände auf der Brust zusammen gefaltet. Die Kugel war in die linke Brust, durch das Herz und am linken Schulterblatt wieder herausgegangen. Der Herr, in derselben Grube vor ihr knieend, hatte sich eine Kugel durch den Mund in den Kopf geschossen, die ihm das Leben geraubt. Beide waren gar nicht entstellt, vielmehr hatten sie eine heitre, zufriedne Miene.

Wir ließen dem Herrn die Taschen untersuchen, ob er [285] nicht mit dem erhaltenen Bleistift noch etwas geschrieben habe: fanden aber nichts als die beiden Zimmerschlüssel. Wir sandten sogleich einen Bericht an die Polizei nach Potsdam.

Um 6 Uhr kamen zwei Herren von Berlin gefahren. Der Eine stieg aus und fragte, ob die beiden Fremden noch hier wären? Auf die Antwort, daß beide nicht mehr lebten, fragte er noch einmal, ob es wahr wäre? Wir sagten, daß beide jenseits des Sees erschossen in ihrem Blute lägen.

Nun stieg der andere Herr, der Ehemann der Entleibten auch aus, kam in die Stube, warf den Hut in



einen Winkel, die Handschuh in den andern, und war über den Verlust seiner Gattin ganz untröstlich.

Wir erkundigten uns, wer der Herr wäre, welcher sich mit der Dame erschossen hätte und erfuhren, daß es Herr Heinrich von Kleist, ihr Hausfreund gewesen. Die jetzt gekommen, waren also die beiden Fremden, für welche die Entleibten wegen des Abendessens so viele Sorge getragen hatten.

Wir warteten nun bis 11 Uhr Abends, und da von der Polizei Niemand kam, gingen wir alle zur Ruhe. Am Morgen ließ der Ehemann sich eine Haarlocke von seiner Frau holen und beide Herren reisten nach Berlin zurück.

Mittags war der andre Herr, welcher mit dem Ehemann nach Berlin gereist war, der Herr Kriegsrath Peguilhen wieder bei uns und ließ dicht neben den beiden Todten eine große Grube graben, mit dem Bemerkn, daß er zwei Säрге von Berlin schicken würde, worin Beide, neben einander in die Grube begraben werden sollten.

[286] Um 2 Uhr Nachmittags, den 22., kamen der Herr Hofmedikus und Polizeioffizianten von Berlin, nahmen alles zu Protokoll, ließen die Leichen nach dem kleinen Hause bringen, daselbst öffnen und untersuchen. Hiernach wurden beide in die bestimmten Säрге gelegt, und Abends 10 Uhr in ihre Ruhestätte begraben.